



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Ngonji als Untersuchungsreisender

---

## Ngonji als Untersuchungsreisender

**N**gonji ist kein Unbekannter für unsere Leser. In der Februar- und Märznummer 1937 haben wir den Kleinen näher kennengelernt, der aus dem Zwergvolk der Pygmäer abstammt. Ein echter Batua im Kongogebiet. — Pater Wouters, welcher mit unseren Schwestern im Kongogebiet arbeitet, erzählt uns heute von seinem Schützling:

Unsere Schulkinder, zu denen auch Ngonji gehört, waren in Ferien, als das Schreiben meines Bischofs ankam, das mich auf meinen neuen Posten rief. Ich konnte von meinen Batua-kindern keinen Abschied nehmen, und ich verließ sehr betrübt und müde Boteke, den Missionsposten, den ich hier gegründet hatte. Als die Kinder zurückkamen und mich nicht mehr sahen, gab es für sie eine unangenehme Überraschung. Einige gingen sofort wieder nach Hause. Auch mein Ngonji. — Der Mensch denkt, Gott lenkt! Dieser neu zu errichtende Posten, wohin ich gerufen war, mußte aufgegeben werden, bevor die Gründung vollendet war, und so kam ich wieder nach Boteke zurück, um mich noch mehr als vorher mit der Bekehrung der Buschmänner zu bemühen. Jetzt wurde ich reisender und umherziehender Missionar beim Batuaastamm.

Dem Leser, der dieses arme Volk nicht kennt, will ich in kurzen Zügen diesen eigenartigen Volksstamm schildern.

Die Batuas sind die ersten und ursprünglichsten Bewohner der Äquatorwälder. Es sind die sogenannten Pygmäer oder Zwerge, die immer im Urwald ihren Wohnsitz haben und ausschließlich von der Jagd und den Früchten, die sie da finden, leben. Als die Völkerwanderungen im Herzen Afrikas stattfanden, wurden die Batuas von den neuangekommenen Völkern anfangs liebevoll behandelt, aber diese Freundschaft dauerte nicht lange, oder besser gesagt, so lange als dem Eigennutz der Oberherrschenden gedient war. Die fremden Eindringlinge waren zahlreicher und besser bewaffnet, als die Batuas. Sie beeilten sich, dieselben zu Sklaven zu machen und sie wie ein Stück Vieh zu behandeln.

Seit der Ankunft der Weißen genießen die Batuas wieder eine gewisse Freiheit. Sie werden nicht mehr geschlachtet und aufgeessen. Sie können sich vermehren und sich wieder dem Jagd- und Buschleben hingeben.

Der Missionsposten Boteke wurde für sie errichtet, wir wußten jedoch nicht, wie zahlreich die Batuas waren und wo sie sich versteckt aufhielten. Als reisender Missionar der Batuas sollte es meine Aufgabe sein, sie in ihren versteckten Büschen aufzusuchen, ihre Kranken zu taufen, und ihnen den wahren Glauben zu verkünden.

Eines guten Morgens packte ich meine Kisten und kehrte wieder nach meinem lieben Boteke zurück, um von dort aus meine Reisepläne für das Innerz des Landes zu regeln. Das Allernotwendigste war vor allem die Begleitung, vertraute Batuamänner zu suchen, die mich auf diesen Streifzügen begleiten sollten. Ich darf ja keine Fremden nehmen; denn dadurch würden ja die Einwohner abgeschreckt, und ich würde mein Ziel verfehlen. Die Batuas sind, wie ich schon früher erzählte, bang wie die Hasen. Sie können kein weißes Gesicht aus der Ferne sehen, oder sie ergreifen die Flucht und verschwinden in den Büschen. Ich mußte also meine Begleitung aus ihrem eigenen Stamme suchen. — Mein erster Gedanke war natürlich Ngonji, und darum schickte ich einen Jungen zu ihm, damit er ihm meine Pläne mitteile.

Einige Tage später erschien Ngonji auf der Bildfläche. Meine Pläne gefielen ihm außerordentlich gut. Er war stolz darauf, daß er von einem Weißen, und dazu noch von seinem „Fafa“ der Boy oder Knecht sein durfte. „Hat man je gehört, daß ein Batua ein Boy sein kann? Ist er denn kein Tier?“ So sprachen die Nkundo, ihre Besieger. In den Augen dieses stolzen Stammes erniedrigte ich mich sehr. Sie riefen mir nach: „Vater der Batuas, Vater der Tiere!“

Ngonji wurde also mein Boy; Skanga Pius mein Koch; Benga mein Bote; Mputu mein Meßdiener, Wasserträger, Holzhacker usw. Wir schifften uns für unsere erste und undankbarste Reise ein. — Einen Tag fahren, dann aussteigen und in den Urwald hinein, auf die Suche nach Batuas! Die erste Begegnung war alles, nur nicht ermutigend. Überall nahm das Zwergvolk die Flucht, beobachtete uns hinter den Bäumen und Büschen. Sie sahen kein Gewehr, hörten kein Knallen und doch trauten sie uns nicht. Die Weißen sind ja so ein komisches Volk, sie können nur kommen, um uns zu töten.“ So dachten sie. Später erzählten sie mir, daß sie vor allem große Angst hatten, daß wir ihre Kinder stehlen und sie in ein fernes Land entführen würden. — Nachdem ich Stunden und Stunden gewartet und mit ihnen verhandelt hatte, durfte ich mich in ihrer Mitte zur Nachtherberge niederlassen. Wir krochen alle zusammen unter ihre Blätterdächer. Die Alten kamen herbei und fragten uns nach unserer Reise. Sie mißtrauten selbst meinen Begleitern, ihren eigenen Stammesgenossen. Am nächsten Morgen versorgte ich ihre Kranken und wusch deren Wunden. Arme Menschen, die an lebendigem Leibe verwesen. Nach und nach, aber nur sehr langsam, schwand ihr Mißtrauen. Ihr Herz ging auf, sie klagten über ihr trauriges Los, über ihre vielen Krankheiten, Wunden, Verfolgungen und Ausnutzungen, wovon sie die Schlachtopfer seien. Als ich einmal ihr Vertrauen gewonnen hatte, bat ich ihre Träger, mein Gepäck wegzubringen, mir

den Weg zu zeigen und mich nach einem anderen Dorf zu begleiten. Ich hätte kein besseres Reklamemittel erfinden können; denn die Männer beeilten sich, meinen Ruhm zu verbreiten, und bald ging es von Mund zu Mund, von Dorf zu Dorf: „Wir haben allein einen Fasa, der allein für die Batuas ist.“ „Unser Fasa“, so riefen die Kinder überall. Es war endlich ein Erfolg, nach unsäglichen Leiden. Monate und Monate sind wir so gereist, haben in den Urwäldern herumgesucht. Mein treuer Ngonji, und Pius, mein Koch! Zusammen haben wir Hunger und Durst gelitten, lange und tiefe Sümpfe durchwatet und reizende Flüsse durchschwommen. Wir haben Freud und Leid zusammen geteilt. Wieviel Batuaselchen warten auf uns, um getauft zu werden und dann zu sterben. Wie oft waren wir nicht Zeugen von Gottes Barmherzigkeit! Aber Seelen zu retten kostet doch oft unermesslich viele Leiden.

Nie hörte ich Ngonji und Pius klagen, und doch litten sie oft Hunger. Sie konnten noch so ermüdet sein, so daß sie sich nur so fortschleppen mußten, sie blieben doch immer heiter. — Ihre zwei anderen Kameraden mußte ich schnell wieder nach Hause schicken; denn je mehr Personal, desto mehr Unkosten, und diese mußte ich ja aufs äußerste beschränken. Ngonji arbeitete um so mehr. Eines Abends sagte er mir: „Wir arbeiten zu hart, so können wir es nicht aushalten!“ Aber am folgenden Tag taten wir nicht weniger.

Es ist begreiflich, daß dieses Zusammensein das Familienband immer fester schmiedete. Hätte es auch anders sein können? Bei Pius paart sich der beste Wille mit der größten Unkunde in seinem Fach. Aber er lernte jeden Tag! Er kann schon Wasser kochen, Tee von Kaffee unterscheiden, Brot backen und ähnliches. Er ist ein Spezialist im Zubereiten der einheimischen Hühner, deren Altertum der liebe Gott allein kennt, und wovon ich Zahnschmerzen bekomme. Manchmal trachtete ich darnach, ihm einen Unterricht in der Koch- und Backkunst zu geben; aber das fiel so schlecht aus, daß ich zuletzt meine ganze Autorität verlor, und Ngonji mit Recht sagen konnte: „Siehst Du nun, Da willst es besser können als Pius. Laß ihn nur schalten, er ist ein sehr guter Koch!“ — Ja, was muß denn jemand können, um den Titel „Koch“ führen zu dürfen? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß der Koch vom Fasa nicht viel zu kennen braucht, um doch ein „Koch“ zu sein!

Schluß folgt.



**Habe allezeit, besonders wenn du allein bist,  
eine große Ehrfurcht vor Gottes Gegenwart. Gott ehrt deine  
Gegenwart; sollst du seine nicht hochachten?**